

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

17.6.1923 (No. 24)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 24



17. Juni 1923

Konrad Arnold Bergmann / Eine historisch-politische Betrachtung.

I.

Jeder versteht das Leben nur in demselben Maße, als er sich selbst versteht; darum wird er nur in demselben Grade mit der Welt fertig, als er mit sich selbst fertig wird. Das gilt auch für jede Nation. Aus diesem Grunde hat die sokratische Maxime „Erkenne dich selbst!“ die gleiche fundamentale Bedeutung für den Politiker wie für den Philosophen. Als erstes Gebot für politische Betätigung hat deshalb für den einzelnen wie für eine nationale Gemeinschaft zu gelten, daß man die Stimme des Gewissens in sich und, um mit Bismarck zu reden, die Schritte Gottes durch die Weltgeschichte hallen hört. Die Auffassung der politisch interessierten Welt der Neuzeit geht aber dahin, daß die Politik jenseits des allgemeinen Sittengesetzes steht. Dem neuzeitlichen Politiker ist grundsätzlich alles nur Mittel zum Zweck der Macht. Die christliche Maxime vom guten Willen, die im natürlichen Wissen von gut und böse lebendig wurzelt, hat keinen Einfluß auf die Politik des Machtstandpunktes, weil sie das gerade Gegenteil von dieser politischen Auffassung ist. Rousseau formuliert diesen Gegensatz: „La différence est que le bon s'ordonne par rapport au tout, et que le méchant ordonne le tout par rapport à lui.“ Geschichte als das wirklich und wahrhaft Geschehene besteht darum für den Machtpolitiker nicht; er anerkennt sie nur, soweit er sie brauchen kann, und fordert daher, daß sie so geschrieben wird, daß er sie sophistisch und juristisch zu nutzen vermag. Der objektive Historiker ist für ihn darum nur dann von Wert, wenn dessen Arbeit ihm gerade zweckdienlich erscheint. Enthusiasmus ist ihm fremd; denn das „Jugotstsein“ ist der Zustand, in den nur derjenige gerät, der die Wahrheit sucht und findet.

Es ist begreiflich, daß heute von allen Ecken und Enden ins deutsche Schulhaus hineingerufen wird: „Mehr vaterländische Geschichte! Mehr Staatsbürgerkunde!“ Man fühlt, daß unser unpolitisches Wesen in einer mangelhaften geschichtlichen Bildung wurzelt; aber man ist sich über die Art des Mangels keineswegs im Klaren. Man weiß nicht, daß echte geschichtliche und politische Bildung Enthusiasmus ist, demnach ein seelischer Zustand, ein für die Seele notwendiges Atmen in der göttlichen Offenbarung des Weltgeschehens, die freie, frohe, den guten Willen kräftigende Entfaltung des menschlichen Geistes und Gemütes in der Atmosphäre der Wahrheit. Man weiß nicht, daß der Deutsche in diesem Zustand am deutschesten und damit als Mensch und Deutscher am selbständigsten ist. Man glaubt irrtümlich, daß man die Jugend dadurch recht deutsch, selbständig, national gesinnt mache, wenn man sie durch Darreichung einer zweckdienlichen Auswahl patriotischen Geschichtsstoffes in begeisterte Stimmung zu versetzen und in ihr den Willen zu regen versucht, deutsch sein zu wollen. Die Jugend ist doch durch Geburt deutsch, man braucht sie nicht erst künstlich dazu zu machen! Ihre

naturgegebene nationale Eigenart wird „durch des Gedankens Blässe nur angekränkelt“, wird durch Einimpfung romantisch-sentimentalen Nationalgefühls „chemisch“ verändert; das im Blut gegebene deutsche Wesen, die Ursprünglichkeit des politischen Willens, das naive Selbstbewußtsein, die unergründliche, geheimnisvolle Kraft des Gemütes wird, wie ein Reh im Walde durch den „hegenden“ Jäger, weggeschenkt in Gründe, die abseits des politischen Daseinstampfes liegen. Unser Bestes, unsere Eigenart, kommt gar nicht zur Teilnahme an dem Ringen der Nationen. Unsere natürliche Waffe ist die Sachlichkeit. Lehren wir unsere Jugend mit dieser Waffe umgehen! Wozu ihr eine fremde Waffe in die Hand drücken? Geschieht das nicht, wenn wir mit der Begründung, die Franzosen verstanden es, ihren Nachwuchs „national“ zu erziehen, eine ebenjohliche Erziehung fordern? Ist nicht auch der Ruf nach Staatsbürgerkunde eigentlich echt französisch? Man gewinnt nur etwas, wenn man sich dabei gewinnt. Man möge immerhin „Staatsbürgerkunde“ lehren; doch ja nicht wähnen, unser Volk würde dadurch politisiert in dem Sinne, daß es dann genau wisse, was es wolle. Man möge auch immerhin „vaterländische Geschichte“ lehren; aber sich ja nicht einbilden, diejenigen Eigenschaften, durch die wir politisch allein uns zur Geltung und selbstbewußten Unterscheidung bringen können, würden dadurch lebendig erhalten und entwickelt! Die echte vaterländische Geschichte hat die Aufgabe, unsere nationalen Tiefgänge nicht einseitig aus dem bösen Willen unserer Feinde, sondern auch aus Fehlern, die aus uns selbst kommen, zu erklären. Die Aufgabe, uns selbst im Spiegel der eigenen Geschichte zu erkennen, vor allem das Widerspruchsvolle, das ohne Ausnahme alles Leben dieser Welt kennzeichnet, in unserem Wesen zu ergründen, es besonders zu erfassen in der eigenartigen Verknüpfung unseres Welt- und Wandertriebes mit der Neigung zum Gemütlischen und Behaglichen, unseres landsknechtlichen Auges mit dem Bedürfnis nach unabhängiger Häuslichkeit, unserer Anpassungsfähigkeit ans Fremde mit dem Heimweh, unserer bis zum Haß sich steigenden Handelsucht gegenüber dem eigenen Volksgegnen mit der Unhinglichkeit und unbedingten Treue, der rücksichtslosen Selbstsucht mit der selbstlosen Hilfsbereitschaft, der Lust und Leidenschaft zum Spiel mit dem bis ins Kleinliche gehenden Ernst gegenüber den Dingen des Alltags. Hüthen wir uns, die Franzosen in der Auffassung des geschichtlichen Unterrichts und der nationalen Erziehung nachzuahmen! Überlegen wir uns vielmehr mit der ganzen Gründlichkeit und Sachlichkeit, deren wir fähig sind, wieweit wir dem verführerischen Geist der Franzosen im Laufe der letzten fünf-hundert Jahre erlegen sind und wie wir uns wieder von diesen Fesseln befreien können! Erst dann wird für uns die Bahn frei zu jener nationalen Politisierung, die wir so sehr ersehnen und die wir für

eine dauerhafte unabhängige Stellung in Europa und in der ganzen Welt brauchen.

Der französische Mensch trägt seinen besonderen Widerspruch in sich. Er hat ein ganzes Herz für sich und seinesgleichen; darum ist er herzlos gegen den Fremden. Er ist als Nationalist im Grunde seines Wesens unchristlich, weil er nur sich selbst liebt und nicht auch den Nächsten wie sich selbst. Aber seine Selbstliebe findet im Gemeinschaftsgefühl jene Ergänzung, die das „immer runde“ Leben fordert. Selbstliebe ist Halbheit, ist Schwäche. Das Gefühl der Schwäche macht sozial. „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig...“ (Der „deutsche“ Gegensatz hierzu ist: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“) Darum wird in Frankreich der Sozialismus geboren. Die englisch-amerikanischen Menschenrechte kennen nicht den Begriff der fraternité. Er scheint international, ist aber wie kein anderer französisch national. Die Geburt des modernen Nationalismus aus dem Schoß der Revolution beweist dies. Er scheint christlich, tatsächlich hat er aber vom Christentum weggeführt. Auch der Begriff der égalité scheint international und christlich, doch in Wirklichkeit gilt er nur für den französischen Gesellschaftskreis. Ebenso der Begriff der liberté, der so grundverschieden vom englisch-amerikanischen Freiheitsbegriff ist wie die Idee vom freien Menschen vom freien Menschen selbst. Das Unchristliche des französischen Freiheitsbegriffes liegt eben darin, daß er französisch ist. Die Freiheit wird nur sich selbst zugestanden, nicht aber ebenso dem Nichtfranzosen. Es gab allerdings einmal eine Entwicklungsphase in der großen Revolution, in der sich der Glanz einer neuen Sonne heranzuheben schien,

„Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, Von der begeisterten Freiheit und von der löblichen Gleichheit!“ in der der christliche Gedanke vom guten Willen gerade im Herzen derjenigen Nation zu siegen schien, die sich bis dahin vor allen Nationen der Welt durch politischen Ehrgeiz, Herrschucht und rücksichtslosen Machtwillen ausgezeichnet hatte. Diese Phase war aber nur eine Stimmungsschwärze, eine sentimentale Explosion, die zu keiner Freilegung des menschlichen Gewissens führte. Der Sprengstoff war in der Hauptsache ein materieller und nur insofern ideell, als er durch die Aufklärung auf grundsätzlich-abstrakte Formeln gebracht war. Es war kein sittlicher Sprengstoff, der die ganze Seele gereinigt und befreit hätte. Deshalb konnte schon die nächste Explosion eine brutale sein. Im Wesen des Franzosen hatte sich nichts geändert. Die politische Weltanschauung blieb unchristlich. Das logische Denken blieb das Werkzeug des vom Sittengesetz nicht orientierten Willens. Die reine Vernunft wurde zum unbedingten Prinzip erklärt, ohne Rücksicht darauf, daß der Mensch, solange er Mensch ist, einen Widerspruch darstellt, der eben darin besteht, daß er zugleich logisch denken und doch unrichtig handeln kann, gleich einer Lokomotive, die, obwohl in vollendeter Weise funktionierend, in falscher Richtung dahinfährt, wenn sie nicht im Ausgangspunkt richtig eingestellt ist. Der Ausgangspunkt alles Handelns muß aber immer das Gewissen sein, und auf diesen Punkt ist der Franzose, obwohl von Rousseau darauf hingewiesen, in seiner revolutionären Krisis nicht zurückgegangen. Wären die Menschenrechte vom Standpunkt der christlichen Nächstenliebe aus gewonnen und verkündet worden, dann hätte eine neue christliche Ära gleich der „in der Fülle der Zeit“ angehoben und die Verdingung einer civitas Dei hätte zum zweitenmal angefaßt. Die Nationen hätten sich auf dem Boden des guten Willens und des gegenseitigen Vertrauens als Brüder wiedergefunden. Der Begriff der Treue wäre wieder das Fundament aller Politik geworden. Statt dessen brachte die „große“ Revolution die Verbollkommnung des logischen Systems des durch die Renaissance über das christliche Sittengesetz hinweg wieder zur Herrschaft gelangten römischen Machtwillens. Das Gewissen, unter dem ancien régime aus dem politischen Herzen des Königtums gewiesen, mußte nun auch aus dem politischen Herzen der ganzen Nation flüchten — und in der Folgezeit bis heute aus dem politischen Herzen fast aller Nationen der Welt.

Uns gegenüber bleibt die Politik Frankreichs unentwegt die gleiche, sei sie in den Händen des ancien régime oder der Revolutionäre, monarchisch oder republikanisch. Die Linie gegen uns geht schmurgerade durch alle vergangenen Jahrhunderte hindurch. Nicht ein einziges Abbiegen, nicht ein einziger Pöckel ist festzustellen. Es ist immer dieselbe Logik, derselbe mathematische Geist, der gefügig dem Willen die Nichtigkeit seines Wollens beweist und ebenso gefügig diesem Willen zu den nötigen Mitteln der List und Gewalt, zur Organisation und Zentralisation der nationalen Kräfte verhilft. Frankreich ist darum das klassische Land des geometrischen Denkens, der rationalen Philosophie, der Diplomatie, des Militarismus, der

offiziellen Abkehr vom christlichen Staatsgedanken. Je weiter ein Mensch vom Rechten entfernt ist, um so mehr bedarf er des Scheins der Rechtfertigung. Ludwig XIV. führte darum den Titel „der allerchristlichste König“. Er ist der „sittliche“ Talar des nationalen Egoismus, der seit den Tagen des Vertrages zu Merzen (870) ruhslos wühlte und alles versuchte, um auch in den Besitz des germanischen Teils von „Lotharingen“ zu kommen. In keinem einzigen deutschen Geschichtsbuch noch sind diese Wühlereien und Versuche so dargestellt worden, daß der Schüler den roten Faden der unzufriedenen, neidischen, intriganten, gewalttätigen Politik Frankreichs unserem Vaterland gegenüber deutlich verfolgen könnte. Die Kämpfe eines Otto des Großen mit seinen nächsten Verwandten, mit den Herzögen von Lothringen, Schwaben, Bayern, mit den Ungarn, Slaven, Lombarden sind nirgends genügend und einheitlich klar mit der intriganten Politik der Franzosen in Beziehung gebracht; auch ist die Bedeutung und der Sinn seiner beiden Heerzüge gegen Frankreich nie genügend gewürdigt und verstanden worden.

Im eigentlichen Mittelalter war ja Frankreich in seinem politischen Willen uns gegenüber ziemlich lahmgelegt durch seine Verteidigungskriege, die es gegen England zu führen hatte. Mit diesem Feind hatte es auf Leben und Tod um seine nationale Selbständigkeit zu kämpfen. In diesen schweren Kriegezeiten entwickelten sich der Absolutismus des französischen Königtums und der Nationalismus des französischen Volkes, Erscheinungen, die indes im Wesen des Franzosentums schon immer enthalten waren wie der Hahn im Ei. Was aber auch immer den westlichen Nachbar an einer aktiv-sichtbaren Politik gegen uns hindern mochte, der neidische Geist blieb gegen uns lebendig. Konnte er keinen Degen gegen unsere Kaisermacht zücken, so fand er geistige Mittel, die furchtbarer und in ihrer Wirkung zerstörender waren. In Frankreich liegt das Kloster Cluny, dem das Papsttum seinen Sieg über das deutsche Kaisertum verdankt. Aber Frankreich war immer rücksichtslos gegen das Papsttum, wenn es seine nationale Politik erforderte. Das ganze Verhältnis Frankreichs zum Papsttum wird im wesentlichen aus dem politischen Willen heraus bestimmt, der gegen uns gerichtet ist. Als die Welfenmacht im engen Bündnis mit England zu Beginn des 13. Jahrhunderts die deutsche Politik besser und nationaler zu vertreten scheint als das Stauffertum, da kämpft Philipp II. Augustus gegen Otto IV. bei Bouvines siegreich, ein scheinbarer Freund des stauffischen Kaisertums. Etwas nach der Mitte des gleichen Jahrhunderts aber schon wird die letzte stauffische Herrlichkeit von dem Franzosen Karl von Anjou bei Benevent und bei Tagliacozzo vernichtet. Die deutsche Geschichtsschreibung hat immer gern ihren Born gegen das Papsttum entladen. Wenn man sieht, wie im darauffolgenden 14. Jahrhundert dieses Papsttum ein wechselndes Werkzeug der französischen Regierung ist (Avignonensische Gefangenschaft, 1305—1377), welche Rolle die Franzosen auf dem Basler Konzil (Mitte des 15. Jahrhunderts), in den deutschen Reformationswirren, durch die Declaratio cleri Gallicani (1682) spielen, dann erscheint es doch ratsamer, nicht so sehr gegen Rom das Gemüt zu erhitzen, sondern gegen Paris. Paris ist für uns die Zentrale, in der „le méchant ordonne le tout par rapport à lui“. Paris hat sich immer gefreut und den positiven Vorteil davon gehabt, wenn die Deutschen sich im Kampfe mit dem Papsttum aufrieben, wenn sie sich „religiös“ bis zum gegenseitigen Totschlag ereiferten. Bei uns immer dieselbe Unruhe, im parteipolitischen Bruderzwist, bei den Franzosen immer dieselbe Überlegenheit, so einfache, römische Methode „divide et impera!“ Micheliou wußte wahrlich damit umzugehen! Es ist denkbar, daß es in Deutschland logische Köpfe gibt, die diesem absolutistischen Staatsmann Inkonsequenz vorwerfen, weil er in seinem Vaterland die Feudalmächte und den Protestantismus bekämpft, aber in Deutschland beide unterstützt. Vor lauter konfessioneller Vereiztheit merken bis heute viele Deutsche es nicht, daß es gar nicht um die Weltanschauung und Religion geht, daß diese nur Werkzeuge der Politik sind, einer Politik, die jenseits des Sittengesetzes steht. Frankreichs Absolutismus forderte logischerweise für sich auch Einheit der Konfession. Ob diese katholisch oder protestantisch wäre, darauf kam es nicht an, so wenig wie dem französischen Heinrich IV., der je nach Bedarf den „Glauben“ wechselte. Den Ausschlag konnte nur die Politik geben. Innerpolitisch mußte die Entscheidung gegen den Protestantismus ausfallen, weil er seinem Wesen nach anti-absolutistisch ist; außenpolitisch sprach für den Katholizismus neben vielem anderen, daß Lothringen das Herzogtum der Guisen und darum der feste Boden der katholischen Partei war. In diesem Punkte gerade, nämlich daß es bei all den sogenannten Religionskämpfen im tiefsten Grunde gar nicht um den Glauben, sondern um

die Macht ging, müßte vor allem einmal die „vaterländische“ Geschichtsschreibung und der „vaterländische“ Geschichtsunterricht klärend einsehen. Erst wenn sich einmal der Protestant wie der Katholik Deutschlands an die Stirne schlägt, weil ihm die Erkenntnis von der Torheit des konfessionellen Jantes im Hinblick auf die politische Wirkung aufgeht; erst wenn er sich auch an die Brust schlägt, weil er sich zu leidenschaftlichem Zorn und Haß hinreißen ließ da, wo feste Überzeugung, aber nie Unverständnis und Lieblosigkeit, wo Glaubensstreue, aber nie unchristlicher Glaubenshaß herrschen sollte; erst dann haben wir unser politisches Einmaleins aus der Geschichte gelernt. Solange uns dieses Element der „Staatsbürgerkunde“ nicht beigebracht ist, bleiben wir politisch unreif.

Schauen wir ungeachtet, ob dies die Franzosen auch ihrerseits nicht tun, nur mutig in den Spiegel unserer Geschichte und lernen wir Einsicht und Besserung aus unseren Fehlern! Weiden wir uns nicht mit romantischen Gefühlen und sentimentalen Gedanken an dem Anblick jener glänzenden, halbtausendjährigen mittelalterlichen Epoche, in der unser Deutschland unbestritten die Vorherrschaft über die europäische Welt hatte! In der es Tatsache und Wahrheit war, wenn der Dichter sang: Deutschland, Deutschland über alles! Versuchen wir vielmehr zu ergründen, weshalb wir diese überragende

Stellung verloren haben! Versuchen wir die Erklärung nicht allein aus dem Neid und bösen Willen der westlichen Nachbarn heraus, sondern aus Fehlern, die wir gemacht, und besonders aus Mängeln des Charakters, die wir gehabt haben und mit denen wir bis auf den heutigen Tag behaftet sind! Die Anerkennung des christlichen Sittengebietes ist der Boden, auf dem wir uns westanschaulungsmäßig finden können, aber auch finden müssen, sollen wir nicht eine zerrissene, politisch ewig ratlose, überhaupt eine Nation bleiben. Einen anderen Weg zu dem Ziele einer dauernden nationalen Geltung und Selbständigkeit gibt es für uns nicht. Scheinbar den, daß wir uns auch in der gleichen, ja in der intensiveren Weise dem Absolutismus, Nationalismus, Militarismus hingeben und organisieren wie die Franzosen. Aber das ist uns nie gelungen und wird uns nie gelingen, weil wir im großen ganzen nicht keltisch und nicht römisch, sondern germanisch sind, weil der Absolutismus nur in demselben Maße in unsere Staatsauffassung hineinpaßt, als wir von unserem ureigensten Wesen abgewichen, von uns selbst abgefallen sind. Unser Denken ist nicht mathematisch-konstruktiv-abstrakt, sondern künstlerisch-organisch-konkret. Die Staatsform muß aus uns und unseren Lebensbedingungen herauswachsen wie ein Wald, im Gegensatz zum französischen Park, der angelegt wird. (Schluß folgt.)

Mar Bittlich / Die Einseitigen.

Mein Schuster, stapft er aus seinem Haus,
Blickt in die Gassen wie Wettergraus;
Ungeklärt will er am Kneiptisch sein,
Brummelt beim Gläschen in sich hinein.
Doch seine Arbeit hat rechten Schmuß;
Fröhlich vernäht er jeden Riß,
Läßt bei Gesang seine Stunden fließen.
Schafft er nicht, ist er nicht zu genießen.

In der Werkstatt stand ich, die Stiefel zu holen
Mit den gestickten Notzeit-Sohlen.
Pfeifend schlug Lukas die Nägel ein.
Am Fenster, im Märzsonnenschein,
Sah ein verwachsener Kameliensprung,
Drängte zum Licht seinen knospenden Prunk;
Aber die Rehrseite, böse Schau:
Stachlichte Äste, grau in grau!

„Meister, den hättet Ihr sollen wenden,
Müßte Euch überall Blüten spenden!“

Da schlug er verdächtig auf meine Sohlen:
„Ihr Muster kann jeder vom Gärtner holen.“

Meinen Dürrländer hab' ich ins Herz geschlossen;
Wir waren und sind und bleiben Genossen.
Wenn ich ihn lachend im Herbst betrachte:
Schiefe, schwindstüchtige, ungeschlachte
Krüppelkamelie, machen wir Schluß? ...
Mittichten! Bald reißt er zur Sonnenschwester,
Hält an die fünfzehn, zwanzig Nester
Dicker Knospen dem Licht entgegen:
Hat eine Seite mit lauter Segen.
Jedes Knöpfleins feurige Nasenrippe
An dem Wesen erhebt mir hundert Wipe.
Die dürre Seite? Die schredt mich nicht,
Bleibt bescheiden und nimmt kein Licht.
Ist also zwar kein alltäglicher Strauch,
Aber dem Lukas tut's so einer auch.“

„Planz! warf er den Stiefel. „Fertig?“ — „Gewiß!“
Fehlte nur noch, daß mich Lukas biß.“

Kinder, wie reich ist noch Gottes Erden,
Wo Kamelia und Flichschuster Brüder werden!

Lebrecht Mayer / Eine badische Frau in schwerer Zeit.

Unsere Zeit bringt es mit sich, daß man sich unwillkürlich nach Vorbildern umsieht, nach Genossen in ähnlicher Lage, zur Aufmunterung und Tröstung. Und da es nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen sind, die gegenwärtig schweren wirtschaftlichen Kampf zu führen haben, so wird es ihnen sehr willkommen sein, von einer Frau zu hören, die in besonders drangsalvoller Zeit sich tapfer und ausdauernd bewährt und gesiegt hat. Es ist die Äbtissin *Beatrix*, die nach der gleichzeitigen Chronik ihres Klosters — General-Landesarchiv Karlsruhe (698) als schönes Vorbild angeführt werden kann.

„Als diese demütige und hochverständige Frau den Brief vom Abt in Thennenbach erhalten, daß sie 1695 zur Äbtissin im Kloster Wunnenthal bei Kenzingen erwählt sei, war sie vor Betrübnis ganz bestürzt. Jedoch nach ihrem großen Verstand und besitzender Demut hat sie dies in höchster Stille gehalten, auch sogar bei ihrem vielgeliebten Bruder, Apotheker in Grätz, bei dem sie gerade verweilte, nicht das Mindeste dergleichen getan, in Hoffnung, diese Ehrenstelle, zu der sie sich für unwürdig schätzte, noch abbiten zu können, wie sie denn solches durch ein ermutigtes Schreiben, sowohl an den Abt von Thennenbach, als auch an den Konvent in Wunnenthal bezeugt, bis sie endlich durch den Gehorsam hat einwilligen müssen.“ Alsdann sammelte und bettete sie für das durch Krieg heruntergekommene Kloster, bei unterschiedlichen vornehmen Personen und bekam unter anderem „einen schönen Atlasrod mit Schnüren ausgeziert, einen blauen Rod mit weißen Blumen, einen grünen mit Goldblümlein, einen von Silber mit breiten rotammetnen Streifen und 300 Gulden rheinisch, ein kleines Apotheklein mit mehren Spezereien ein-

gericht.“ Zu ihrer Reise bekam sie zu ihrer Sicherheit einen offenen Empfehlungsbrief von dem Prälaten zu Rhein. Am 7. August 1697 fahren ihr bis Herbolzheim zwei Klosterfrauen entgegen, und der Pfarrer von Emdingen und der Scheffner reiten ihr entgegen bis außer der Stadt Kenzingen; da empfangen sie die Äbtissin und begleiteten sie bis in ihr Wunnenthal, wo sie mit größter Freude empfangen wurde. Da sie aber ihr vollkommen ruinirtes Kloster sah, fing sie bitterlich zu weinen an, denn daselbe also grausam verderbet war — nicht durch französische Soldaten — daß nirgends keine Scheibe in den Fenstern war, sogar in der Küche nit, allwo die Fenstergestell mit alten Bretern und Dillenstückchen vernagelt gewesen, da lasse ich jeden Bedenken, wie es dieser Frau müsse ums Herz gewesen sein. Fangte also ihre schwere Regierung mit Hilfe Gottes, großem Verstand, Demut und Herzhaftigkeit an, zum größten Vergnügen der Frauen und großem Lob der ganzen Nachbarschaft, denn sie das Gotteshaus wiederum im geistlichen und zeitlichen zum Flor und Aufnahme gebracht.“

„Etliche Tag nach angetretener Regierung entjand ein Därm, daß es scheint, als müßten alle wieder fliehen, doch lam es nicht so weit.“ Drei schwere Kriege mußte sie erleben: „1698 haben die Bürger von Kenzingen der Äbtissin zum 1. mal das neue Jahr angehoffen, davor hat sie ihnen aus gutem Willen geben 1 fl. 8 Bazen, der Pfarrer von Emdingen verehrte zum neuen Jahr ein ganzes Kalb. Am 16. Januar ist Herr Amtmann von Kenzingen sammt seiner Frau, auch der Stadtschultheiß, der Stadtschreiber und seine Frau sind aus nachbarlicher Freundschaft ohne unser Vorwissen zum

Mittagessen herauskommen, haben ihr Mittagessen mitgebracht."

Einen Einblick in ihr wirtschaftliches Walten geben folgende Aufzeichnungen: „Am 10. März 1700 ist sie zum gnädigen Herrn auf Kuchlinspergen gefahren und ihn um Rat gefragt wegen des Lorenz Nadler auf dem Maierhof in Amoltern mit 7 Erblehen, daß er jährlich 16 Viertel Weizen und Korn und $\frac{1}{2}$ Saum sieben Most und $\frac{1}{2}$ Saum sieben Wein allzeit geben soll und eine neue Scheuer bauen lasse.“ Den Garten im Klostergeklein vertauschte sie gegen vierhalb Tucht Alther auf der Allment und hat gleich einen Graben darum aufwerfen lassen. Zu der Gartentür bekam sie drei Eichen von Kenzingen. „Am 22. März sind 2 Schwestern auf den Wald Butter zu betteln oder zu sammeln geschickt worden, indem das Kloster wegen erlittener Viehplage so arm war, daß sie nichts zu schmelzen hatten, denn allein Ehl; hat also gleich zu Friedenweiler mit der dortigen Abtissin einen Akkord gemacht, weil diese kein Ehl und Wunnental kein Butter hatte. Also ließ sie 2 große Fischlegeln machen, die eine haltete 28 und die andere 27 Maß, in die eine tat Wunnental Nuß- und in die andere Lewat-Ehl, Friedenweiler dagegen Butter, Maß für Maß. Am 17. Juni kamen die 2 Schwestern zurück und brachten noch gebettelte Butter mit sich, $\frac{1}{2}$ Zentner zu einem Almosen.“ Der Pfarrer von Amoltern meinte die jehige Abtissin werde ihm mehr Gehalt geben, aber sie zeigte sich unbeweglich und ernsthaft; er wollte 26 Saum Wein und 20 Viertel Frucht, statt 18 und 8, ohne den großen Zehnten. Als der Herr Pfarrvicar gesehen, daß nichts zu machen, sagte er, er wolle sich befriedigen lassen und am 8. Oktober ist sie selbst nach Amoltern gefahren mit etlichen Klosterfrauen, um zu sehen, daß man dem Pfarrvicari nicht mehr gebe, als versprochen.“ „1. Juli 1702 klagte sie wehmütig bei dem Kammerer, daß der Dachstuhl auf ihrer Zelle und noch an anderen Orten, hauffällig sei, sie wisse nicht, was sie anfangen solle, da sie kein Geld habe.“ Durch freiwillige Hilfe war in 14 Tagen alles hergestellt. An einem Tage wurde sogar in ihrer Zelle eingebracht und wertvolle Dinge gestohlen — Silber — ohne daß der Dieb entdeckt wurde. Dann wurde der Anfang zu einem neuen Abteigebäude gemacht, wozu sie das Holz erbettelt hatte. Die Forderungen an Steuern und Zinsen wurden auf ihr inständiges Bitten nachgelassen und „von dato an mußte sie 10 Jahre lang nur 10 Cronen zahlen.“

1703 begann der Krieg wieder, so daß im Kloster alles flüchten mußte; wohl kam eine Schutzwache, aber wie die Umgegend ausgeplündert wurde, so auch das Kloster, nicht nur das Vieh wurde mitgenommen, sondern auch die Pseifen der Orgel. „Dieweil nichts als Krieg und Gefahr vorhanden, auch keine Hoffnung auf baldigen Frieden war, suchten die Frauen Zuflucht in der Schweiz. Am 17. Mai wurde Kenzingen von den Franzosen überfallen, wo es sehr übel hergegangen ist und dem Gotteshaus großer Schaden zugefügt wurde. Am 18. Juni war die Abtissin wiederum genötigt mit den letzten 5 Klosterfrauen nach Freiburg zu fliehen. Nach etlichen Wochen wollte sie wieder nach Hause, aber der Schaffner ließ ihr sagen, daß dies ohne große Gefahr unmöglich sei, „die Marodeurs seien wieder in den umliegenden Dörfern und haben sehr übel gehaust, den Leuten viel Vieh weggenommen und wen sie auf der Straße ertappt, vollständig ausgezogen.“ Es kam dann eine Schutzwache, die auch alles gut erhielt. Als sie wieder abzog, mußten sie mit 47 Dallern ausbezahlt werden und dem General vor 47 Tag 5 Daller und für den Schutzbrief 5, zusammen 576 fl 9 Bagen, weil aber die Abtissin das Geld nicht hatte zu bezahlen, gab ihr der Kammerer von Endingen 500 fl ohne Zins. „1704 nichts als Kummer und Elend, weil sie voriges Jahr wenig Frucht und Wein gemacht, auch keine Gmü: hatten, als was der Kammerer aus Gutherzigkeit schickte. Eine Klosterfrau, 74 Jahre alt, starb; sie hat in Kriegszeit Leib und Leben für das Kloster gewagt, war auch in allem sehr dienstbar, daß sie billig verdient hat, hier genannt zu werden, sie hieß Maria Fehrenbach.“ „Am 4. September sind von der Regierung in Freiburg 208 fl. 20 kr. für das verfloffene Winterquartier in Freiburg begehrt worden, unter Androhung der execution. Die Abtissin bat um Geduld, sie wolle leihen, wenn sie bekomme, aber am selben Abend kamen 5 Soldaten zu requirieren. Die Abtissin erschrak sehr über diese Gäste und wußte nicht, wo sie geschwind Geld hernehme. Am andern Tag in aller Früh schickte sie ihren Schaffner Hans Michel Moser zu dem Kammerer nach Endingen. „Wie der den Schaffner sah

daherkommen, rufte er von weitem schon über ihn und fragte, was er schon so früh in Endingen tue, was geschehen sei? Er gab ihm dann 300 fl. und er solle sich jetzt damit fortsetzen, damit sie ihre Gäste losbekomme und die Abtissin getröstet werde. Der Schaffner bedankte sich und versprach, sobald als möglich das Geld mit großem Dank wieder zurückzugeben, darauf der Kammerer: er müsse gewiß lang warten, er solle nur sagen, weil sie so arm seien, wolle er es ihnen schenken, die Klosterfrauen sollten brav für ihn beten. Der Schaffner ging mit großer Freude wieder nach Hause, war auch um 6 Uhr in der Früh schon hier; die gnädige Frau stand mit weinenden Augen, zwischen Furcht und Hoffnung unter der Porke, der Schaffner winkte ihr, daß es gut sei und reichte ihr das Geld mit freudigem sagen, daß es geschenkt sei. Da war Freud über Freud im ganzen Kloster. Abends fuhr sie mit einer Frau zum Statthalter und den anderen Herren und beklagte sich persönlich wegen der unbilligen execution, indem man Geduld versprochen und trotzdem seien die 5 Soldaten gekommen, da doch sie selbst mit ihren 3 Klosterfrauen nichts zu essen habe, gab aber 208 fl. 20 kr. rheinisch; auf welches doch so viel erfolgte, daß sie etliche Jahr nicht mehr sind bei der Regierung angelegt worden, mit sagen, sie mögen der Klagen der Abtissin mit mehr hören.“ Inzwischen dauerte der Krieg noch immer fort bis 1706, so daß die Strafen sehr unsicher waren. „Jedoch hielt die Abtissin mit ihren 3 Klosterfrauen die Matin und übrige Tagezeiten zu den Stunden, wann sie konnten.“ 1705 konnte sie die Schwestern aus ihrem dreijährigen Exil wieder zurückrufen. „1708 war die Zahl der Klosterfrauen so groß geworden, daß sie nicht genug Zellen hatten, sondern 3 oder 4 in der oberen Klösteret zusammen wohnen mußten, und es wurde ein Stock auf das alte Conventhaus gebaut.“ Unter den Novizen war auch eine, die bei einem Schulmeister die Musik gelehrt, nemlich singen, geigen und schlagen (nemlich die Orgel) und sie war in diesem allem perfekt, eine ausgemachte Musicantin.“ Auch wurde ein „Coralbuch“ verehrt und ein Missalbuch; beide wurden neu eingebunden, was 7 fl. kostete. Die Vermehrung der Klosterfrauen war für die Abtissin eine große Freude, sie sah dadurch ihre Ausdauer reichlich belohnt. Auch wirtschaftlich hat sich das Kloster gehoben, was aus der Notiz hervorgeht, daß „i. v. v. 15 Schweinefäll gebaut wurden, während zuvor nur 3 im Holzhof waren.“ Aber ihre Freude sollte nicht lange währen, denn „1713 entstand wieder ein gefährlicher Krieg. Die Abtissin mit ihren Frauen mußte nicht wo aus und ein, so tat sie nach Anrufung des h. Geistes eine Anrede an sie, was sie lieber wollten, flüchten oder bleiben, und alle wollten dableiben. Sie ließ alle bewegliche Habe auf die Seite schaffen. Aber es kam am 17. September die große Armee und die Klosterleute mußten flüchten, denn das Kloster wurde mit Soldaten voll besetzt. Nach ihrem Abzug war alles voll Unrat und vieles genommen, so daß sie wieder von vorn anfangen mußten. Doch wurden sie auch wieder erfreut. „1714 am 1. Januar kam Herr Kammerer Franz Frey hieher und sah, daß sie in großer Armut lebten, gab der Abtissin 1 Dugaten, jeder Klosterfrau ein Daller und jeder Schwester 30 greuher und schenkte ihnen 1 Vierling guten alten Wein und so oft er herunter kam, was alle 3 oder 4 Wochen geschah, kaufte er ihnen Fleisch und Fisch. Die Klosterfrauen mußten brav spinnen, nähen und sich zu aller Hausarbeit brauchen lassen.“ 1715 ist die große Orgel gemacht worden durch Ivan Jakob Ruest von Rothenburg am Neckar; vorher war das kleine Orgelchen hier, das jetzt in der Kirnhalde steht, und 1717 hat die Frau Abtissin das große Altarblatt samt den 6 großen Tafeln, so in der Kirche aufgemacht sind, malen lassen, wozu eine Anzahl Frauen ihr das Geld gaben. 1718 hat sie — unermülich tätig — das Badhaus in der Kirnhalde machen und aufschlagen lassen, auch das Wirtshaus. Beide waren gute wirtschaftliche Hilfen. Aber 1721 den 28. August nach kurz überstandener Krankheit starb sie ganz resigniert ihres alters 74 Jahr. Und im letzten Augenblick machte sie mit eigener Hand den Umhang besser auf und beschaute ganz munterlich ihre geistlichen Kinder noch eine kleine weile, als wollte sie Urlaub von ihnen nehmen, mußte auch noch mit eigenen Augen das schmerzliche weinen und Klagen ansehen, denn das Leid war so groß, nit allein bei ihren geistlichen Kindern, als auch zu Kenzingen und ganzer Nachbarschaft, daß es hier nicht zu beschreiben. Da man sie begraben, war nichts als weinen und seufzen, also daß auf einmal alle Klosterfrauen nichts mehr singen und beten konnten, dergestalten, daß die anwesenden geistliche Herren gezwungen waren, den Klosterfrauen die Bücher aus ihren Händen zu nehmen und garaus zu singen, so gut sie konnten. Das Leid dauerte noch vill Jahr. Requiescat in pace.“